

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schelme und Narren

Heinz <Onkel>

Elmshorn i./Holstein, [ca. 1955]

Die Schildbürger

[urn:nbn:de:bsz:31-359330](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-359330)

DIE SCHILDBÜRGER

Gewiß, liebe Kinder, habt Ihr alle schon einmal von dem Lande Schlaraffien gehört, dem herrlichen Reiche, da gebratene Tauben, köstlich zubereitet, herumfliegen und aus allen Quellen und



Brunnen Milch und Honig oder herrlich munden-der Wein fließt. Drei Meilen hinter diesem Lande, das von einer unübersteigbar hohen Mauer umgeben ist, liegt das Reich Utopia. Dort lag einst, eingebettet in ein liebliches Tal und von schützenden Wäldern umgeben, das anmutige Städtchen Schilda. Von ihm und seinen schnurrigen Bewohnern soll Euch erzählt werden.

Obwohl es viele Städte gleicher Größe gab, war doch keine so bekannt wie Schilda. Der Grund dafür war, daß seine Bewohner so überaus klug waren, so daß ihre Weisheit weit über die Grenzen Utopias hinaus bekannt wurde.

Alle Könige und Fürsten sandten regelmäßig reitende Kuriere, um bei ihren Staatsgeschäften ja nicht des klugen Rates der Schildbürger entbehren zu müssen. So geschah es, daß die Fürsten eines Tages beschlossen, die Schildbürger ganz an ihre Höfe zu bitten, um sich stets unverzüglich ihres Rates bedienen zu können. Sie sandten darum ihre Boten gen Schilda, und die Schildbürger unterschrieben die Verträge. Nur so — und das war vorher eingehend beratschlagt worden — konnte die Größe ihres Geistes allen Menschen von Nutzen sein.





So zogen die Männer alsbald in die Ferne. Es oblag den Frauen, in Haus und Hof nach dem Rechten zu sehen, das Vieh zu warten und mit dem Gesinde das Feld zu bestellen.

Doch wie es nicht anders sein kann, wenn eine Männerwirtschaft von Frauen übernommen wird, so gebrach es auch hier nach kurzer Zeit an allem. Die Kinder wollten nicht gehorchen, das Gesinde war faul und aufsässig, und Haus und Hof gerieten in Verfall.

Da beschlossen die Frauen Schildas, ihren Männern einen Brief zu schreiben und sie nach Hause zu bitten. Das Pergament war mit dem Siegel Schildas kunstvoll geschmückt. Es hatte folgenden Wortlaut:

Männer von Schilda!

Noch nicht ein Jahr ging ins Land, seit Ihr auszoget, fremden Herren mit Eurer Weisheit zu dienen, und schon jetzt gebriecht es an vielem, was Männersache wäre und dem unsere schwachen

Kräfte nicht gewachsen sind.

Das Vieh verhungert oder erkrankt, die Felder tragen mehr Unkraut als Frucht, und um viele Gerätschaften ist es traurig bestellt. Selbst Eure Kinder sind vom Ungehorsam befallen, da sie



nicht mehr die gerecht- strafende Hand des Vaters fühlen. Wir Frauen Schildas bitten Euch darum, kehrt heim, ehe es zu spät ist. Erbittet Urlaub von Euren Herren; denn dieweil Ihr Fremden raltet, ist Euer eigen Haus und Hof, Euer eigen Blut in Gefahr.

Eure Frauen zu Schilda.



Als nun die Männer von so viel Unglück vernahmen, war ihre Sorge groß. Sie baten ihre Herren, auf unbestimmte Zeit heimkehren zu dürfen, um am eigenen Herd für Recht und Ordnung sorgen zu können. So zogen dann eines Tages die Schildbürger gemeinsam durch das altvertraute Tor ihres Heimatstädtchens. Bei allen Frauen Schildas hub ein großer Jubel an. Die Sorgen und Nöte waren vergessen, und freudig umarmten sie die Zurückgekehrten.



Am Abend desselbigen Tages veranstalteten die Männer ein großes Wiedersehensfest und beschlossen in vielerlei Reden, was nun geschehen solle, damit sie daheimbleiben könnten. Nach manchem Für und Wider wurde festgelegt, daß alle Schildbürger sich der Weisheit zu entsagen hätten. Dann würde kein Fürst sie wieder zu sich rufen, sie aber hätten für immer ihre Ruhe. Am nächsten Morgen traf man sich; denn schon vor dem Auszug der Männer hatte es Schilda an



einem Rathaus gemangelt. Nun sollte der Neubau gleich ins Werk gesetzt werden, und man zog gemeinsam über einige Hügel, um aus dem nahen Walde Bauholz zu holen.

Das war eine saure Arbeit. Die schweren Stämme mußten auf der einen Seite den Berg hinauf und auf der anderen mühsam wieder hinunter getragen werden. Als die Schildbürger endlich den letzten Stamm auf dem Berg hatten, kam er durch



einen Zufall ins Gleiten und lief den Weg, den man seine Vorgänger getragen hatte, allein hinunter. Da war ein großes Staunen unter allen; denn keiner hätte gedacht, daß das Holz selbständig laufen könnte. So ward in kluger Rede beschlossen, die Stämme zurück auf den Berg zu holen. Sie sollten alle ihren Weg allein finden, während die Schildbürger ohne jede Anstrengung zuschauen konnten. Der Bau des Rathauses ging schnell voran. Es war jedermann eine Freude, bei einem solch schönen Haus mit Hand anlegen zu dürfen. Kaum war der letzte Ziegel gedeckt, da zogen alle Schildbürger ihre schönsten Kleider an, um feierlich zur ersten Ratssitzung zu schreiten. Doch wie groß war ihr Erstaunen, als sie feststellen mußten, daß im Rathaus tiefste Finsternis herrschte. Man eilte heim, und jeder kam mit einem Kienspan zurück, den er brennend an seinem Hut befestigte.

Manch ausführlicher Vorschlag, Licht ins neue Rathaus zu bringen, wurde ernstlich erwogen, bis



man sich endlich einigte, das Licht gleich dem Wasser in Bottichen und Eimern einzufangen und ins Rathaus zu tragen. Gleich machten sich die Schildbürger ans Werk und bewaffneten sich mit vielerlei Geschirr, mit Säcken, Schaufeln und Netzen. Einer versuchte sogar, das Licht in eine Mausefalle einzusperren.

Zu gleicher Zeit zog ein Wanderbursch, der ein Schelm war, durch Schilda. Er sah die Männer bei ihrer wunderlichen Beschäftigung und erkundigte sich nach deren Sinn. Als er erfuhr, worum es



ging, meinte er, er wüßte einen besseren Vorschlag. Die Schildbürger sollten das Dach des Rathauses wieder abdecken, damit das Licht von oben hineinfließen könne. Es vertrage nämlich nicht, in Gefäßen transportiert zu werden. Die Männer Schildas waren dem Burschen sehr dankbar und zahlten ihm gern einige Goldstücke für seinen Rat. Dann begannen sie sogleich, die Schindeln vom Dach zu nehmen, und siehe da! hell floß das Sonnenlicht bis in den letzten Winkel ihres Rathauses!

Der Sommer war heiß; so konnten sie lange Zeit in dem dachlosen Rathaus zusammenkommen. Als jedoch der Herbst mit seinen Stürmen und Regentagen herankam, ward es Zeit, das Dach wieder zu decken. Jetzt erst merkten die Schildbürger, daß sie der Wanderbursch betrogen hatte; denn kaum war das Dach fertig, da herrschte im Innern des Hauses wieder tiefe Finsternis.

Wie es sich so oft fügt, so war auch hier im Augenblick großer Not ein rettender Einfall nahe. Einer der Bürger kam auf die Idee, daß man dem Rathaus Fenster geben müsse. Da freuten sich alle und beschlossen eifrig, das Versäumte nachzuholen.

Nun stand der Winter vor der Tür; es war bereits bitter kalt. Da nahm jeder der Ratsherren ein Stückchen Holz mit zu ihrer Sitzung; denn sie



meinten, das Rathaus hätte der Gemeinde schon so viel gekostet, daß es not täte, mit dem Stadtsäckel hauszuhalten.

Zu dieser Zeit begab es sich, daß in fast allen Landen ein großer Krieg herrschte. Sogar einige Schildbürger wurden von einer Nachbarstadt als Söldner geworben. Einer von ihnen ließ sich noch schnell eine neue Hose und ein Wams von seinem Schneider anmessen und trug diesem dazu auf, ihm ein Panzerstück als Herzschutz einzunähen.



Während eines Kampfes blieb dieser Schildbürger unglücklicherweise mit dem Hosenriemen an einem Zaun hängen, über den er hurtig hinwegsetzen wollte. Einer seiner Verfolger stach ihn mit seinem Speiß von hinten, und siehe da! der Schildbürger purzelte vom Zaun, ohne an der getroffenen Stelle verletzt zu sein. Wie gut ist es doch, wenn ein Schneider weiß, wo einem richtigen Schildbürger das Herz sitzt.

In Schilda selbst hatte man große Sorge, wilde Krieger könnten die Kirchenglocke rauben, um



Kanonen daraus zu gießen. So versenkten die vorsichtigen Schildbürger ihre Glocke in einem nahen See. Um jedoch dieses kostbare Eigentum in ruhigen Zeiten wieder herausziehen zu können, schnitten die braven Leute wohlweislich eine Kerbe in den Bordrand ihres Bootes, und zwar genau an der Stelle, wo sie die Glocke versenkt hatten.

Doch auch sonst hatte der Krieg Not über das Städtchen gebracht. Das für jedes Essen so wichtige Salz war ausgegangen und nirgends zu kaufen. Da nahmen die Schildbürger ihre letzten Reserven des so kostbar gewordenen Salzes, um es auszusäen, damit es keime, reife und Frucht trage wie goldener Weizen.

Als das vermeintliche Salzkraut — das nichts als Brennesseln und anderes Gewächs war — zwei Ellen hoch stand, weihte es ein Schweinehirt mit einer Wünschelrute und ließ sich dazu von vier Ratsherren in einer Sänfte tragen. So war ihm,



wie er sagte, in einem Traum aufgetragen worden. Eines Tages wollten die Schildbürger ihr Salz ernten, doch es war so scharf, daß sie sich Hände und Arme daran verbrannten. Sie ließen es darum lieber stehen, wo es war.

Der Krieg ging bald darauf zu Ende, und jubelnd begrüßten die Schildbürger ihre heimkehrenden Helden. Diese nun, ihrer fünf an der Zahl, brachten aus dem letzten Feldlager eine zwölf Ellen lange Wurst mit. Um diese Wurst gerecht unter sich aufzuteilen, beschlossen sie, jeder solle sie dreimal um seine Schultern schlagen, damit man



das Stück, das ihm zustand, abschneiden könne. Daß bei dieser Aufteilung die beiden letzten leer ausgingen, bemerkten die fünf gar nicht, so froh waren sie, wieder daheim zu sein.

Sie trachteten vielmehr danach, ihre glückliche Heimkehr nach rechter Mannesart mit einem Fläschchen Brantwein zu begießen. Manch muntere Rede floß, und keiner zählte die Schlucke, die ihnen die Zungen lösten. So war es nicht verwunderlich, daß keiner, als sie gehen wollten, seine Beine wiederfinden konnte.



Wenn sie auch alle rote Sonntagsbeinkleider trugen, so wollte doch keiner mit den Beinen des anderen nach Hause gehen. Zum Glück kam ein Wandersmann des Weges, der mit seinem Stecken gegen einige Goldstücke Bezahlung solange auf den Beinen herumdrosh, bis jeder unter Schmerzen aufgesprungen war und auf seinen eigenen Füßen stand.

Um diese Zeit begab es sich, daß der Kaiser durch das Land reiste und sich auch gen Schilda wandte. Als die Schildbürger von diesem Ereignis hörten, war die Aufregung groß. Der Bürger-



meister hielt seine Frau an, täglich die schönsten Speisen zu kochen, um dem Kaiser ein gebührend Mahl vorsetzen zu können. Doch alles, was sie anfaßte, mißlang ihr. Sie meinte, wenn sie für einen Fürsten kochen sollte, dann müsse sie auch für ihn angezogen sein und zumindest einen neuen Pelz bekommen. Soviel der Bürgermeister auch versuchte, ihr von diesem Gedanken abzu-



raten, er mußte ihr doch den Pelz kaufen und ihn stundenlang mit seiner Frau anprobieren.



Dem Kaiser sollte ein gar feierlicher Empfang bereitet werden. Daher hatten sich alle Schildbürger zu diesem Anlaß Steckenpferde von ihrem Tischler anfertigen lassen. Diese Pferde, so meinten sie, hätten den Vorteil, daß man nicht, wie der Kaiser, reite und auch nicht, ähnlich den besitzlosen Wanderburschen, zu Fuß gehe. Man ritte und ginge zugleich, und das war ein braves Volk seinem Kaiser schuldig.

Der hohe Fürst war sehr belustigt über solchen



Anblick. Als die Schildbürger ihm jedoch ihr Salzfeld zeigten und zu seinen Ehren auch die während des Krieges versenkte Glocke aus dem See ziehen wollten, da konnte er sich kaum des Lachens enthalten. Die Kerbe im Boot konnten die Schildbürger zwar wiederfinden, ihre Glocke aber kam nicht wieder zum Vorschein.

Da luden sie, um den schlechten Eindruck zu verwischen, den Kaiser zum Essen in des Bürgermeisters Haus ein. Die Frau des Bürgermeisters hatte trotz des Pelzes das Kochen nicht erlernt, so daß der Kaiser nun mit den Schildbürgern ge-



meinsam Buttermilch mit eingebrocktem Brot aus einer Schüssel essen mußte.

Bald darauf verließ der hohe Fürst mit seinem Gefolge das Städtchen Schilda. Vorher hatte er den Einwohnern noch einen Freibrief auf ihre Narrheiten gegeben und damit die Herzen aller Schildbürger für immer gewonnen.

Einmal ging eine Schildbürgerin, die nur 2 Hennen besaß, zu einem Markt in der Nachbarstadt, um einen Korb mit Eiern zu verkaufen. Dabei rechnete sie sich aus, wieviel Eier sie verkaufen mußte, um dafür 2 weitere Hühner zu bekommen. Die vier, die sie dann besitzen würde, sollten soviel Eier legen, daß von dem Erlös eine Kuh anzuschaffen wäre, die dann wiederum so viel Milch geben mußte, daß man von dem verdienten Geld



ein Haus kaufen und heiraten könnte. So in Gedanken versunken, stolperte sie über einen Stein und — mit den Eiern im Korbe zerbrachen alle ihre Träume. Nur einen Mann konnte sie jetzt noch heiraten; denn dafür brauchte eine so stattliche Schildbürgerin weder Gut noch Geld.

An der gleichen Straße, da dieser braven Frau ihr Unglück widerfahren war, mühten sich einige Schildbürger, einen Mühlstein, den sie gekauft hatten, gen Schilda zu wälzen. Auf einem Berg angekommen, erinnerten sie sich der Baumstämme, die allein hinuntergelaufen waren und wollten mit dem Mühlstein genau so verfahren. Damit er ihnen jedoch nicht davonlief, steckte einer von ihnen seinen Kopf durch das Loch, um mitzufahren. Als die anderen ihn aus den Augen verloren hatten, rollte der bedauernswerte Mann mit dem Mühlstein in einen Bach, auf dessen Grunde er heute noch liegt. Die Zurückgebliebenen hielten ihn jedoch für einen Dieb, der sich heimlich mit



dem teuer bezahlten Mühlstein davongemacht habe.

Auf der Mauer, die die sittsamen Bürger Schildas des Nachts vor herumstreifendem Gesindel schützen sollte, wuchs das Gras üppiger als auf der fruchtbarsten Weide. Da schlugen einige Schildbürger vor, man solle dort oben die Kuh des Bürgermeisters grasen lassen. Dieser war damit wohl einverstanden; denn ein so billiges Weideland hatte er noch nie gehabt. Da banden die braven Männer der Kuh einen Strick um den Hals, und während die einen auf einer Seite der Mauer zogen, schoben die anderen auf der anderen Seite



die Kuh von hinten nach. Als sie endlich die Kuh auf der Mauer hatten, war diese an dem allzu straffen Strick erwürgt. Da schalten alle auf ein solch närrisch Rindvieh, das nicht einmal für kurze Zeit die Luft anhalten könne.



So zogen sie etwas bedrückt heim, um dem Bürgermeister das Unglück zu erzählen. Da kroch ihnen ein Krebs über den Weg, der sich verirrt hatte. Niemand erinnerte sich, je ein solches Tier gesehen zu haben. Da es zwei Scheren bei sich trug, hielten sie es für einen Schneider. Da nahmen sie ihn mit in das nächste Haus und ließen ihn über ein Stück Stoff kriechen. Sie meinten, er würde ihnen ein neues Schnittmuster zeigen und schnitten eifrig mit einer Schere auf seiner Spur entlang. Doch gar bald war der Stoff so zerschnitten, daß man nichts mehr damit anstellen konnte. Darob erbost, packte einer der Schildbürger den Pfuscher, um ihn zu bestrafen. Schwupp, da hatte der Krebs mit beiden Scheren zugefaßt, und der



Gezwickte schrie laut: „Ein Mörder, ein Mörder, helft mir, er frißt mich!“

Da verurteilte der Hohe Rat Schildas den unbekanntem Eindringling wegen Menschenfressens zum Tode durch Ertränken. Als bald schritten die Männer zu einem nahen Teiche und warfen den Krebs hinein. Der nun, da er sich in seinem Element fühlte, zappelte so fröhlich hin und her, daß die Schildbürger meinten, er müsse sich sehr gequält haben.



Auf dem Heimwege sahen die Schildbürger an einem Bächlein einen Baum stehen, der seine Äste bis dicht über das Wasser streckte. Zweifellos, so meinten einige Männer, hätte der Baum großen



Durst; man müsse ihm helfen, das Wasser zu erreichen. So zogen sie mit Hilfe eines Seiles und unter großer Mühe den Baum zu Wasser, während einer von ihnen, der auf den Baum gestiegen war, die einzelnen Blätter mit klarem Wasser erfrischte. So glaubten die Schildbürger, nach dem qualvollen Tode des Krebses ein gutes Werk vollbracht zu haben.

Zur selbigen Zeit herrschte in Schilda eine so große Mäuseplage, daß alle Bürger jubelten, als ihnen eines Tages ein durchziehender Wanderbursche für viel Geld einen sogenannten „Maushund“ verkaufte. Dieses Tier — in Wirklichkeit eine gewöhnliche Katze — hatte in kurzer Zeit so viele Mäuse totgebissen, daß die Schildbürger nicht bereuten, den hohen Preis bezahlt zu haben. Als der Wanderbursche fort war, fiel den Schildbürgern ein, daß sie gar nicht gefragt hatten, was der Maushund fresse. Schnell sandten sie ihm einen Boten nach. Der Wanderer jedoch lief immer



schneller; denn er meinte, die Schildbürger wollten das Geld zurück haben. Da rief der Bote: „Was frißt der Maushund?“ Der Wanderer antwortete: „Was er find't!“ Der Schildbürger jedoch verstand: „Mann und Kind!“ Er lief darum eilends heim und verbreitete die Schreckensnachricht. Gerade war der Maushund in eine große Scheuer gesprungen, weil es dort die meisten Mäuse gab. Da beschlossen die Schildbürger, lieber die Ernte zu opfern, als allesamt von dem Untier aufgefressen zu werden. Rasch legten sie Feuer an die Scheuer, doch der Maushund sprang zum Fenster hinaus, einem Schildbürger direkt auf den Speiß. Da stoben sie alle in wilder Jagd davon, und ihr ganzes Städtchen verbrannte zu einem Häuflein Asche, das der Wind in alle Richtungen verwehte. So wurden die Schildbürger heimatlos. Mit Weib und Kind zogen sie in alle Welt, und nie wieder hat irgendjemand sie gesehen oder etwas von ihnen gehört.